„Sie suchen Arbeit?"

„Ja, aber es ist schwer. Eher gibt man mir Geld, nur um mich los zu werden."

Peter stand da und hielt den Hund am Halsband fest. Er wartete, um noch mehr zu hören. Aber der fremde Mensch schwieg und ging dennoch nicht weiter.

An dieser Stelle des Hofes wuchs unweit des Brunnens eine sehr alte Birke. Dieser Baum war die Ursache, daß man unter ihm ein wenig stehen blieb, obwohl man keinen Grund hatte.

„Kommen Sie von weither?"

Peter stellte die Frage und dachte:

„Lacht er wirklich?"

„Ich komme von weither. Aber ich bin eigentlich aus dieser Gegend, aus diesem Dorf."

„Aus diesem Dorf?" fragte Peter. Und wieder blickte er ihn genauer an. Er kam ihm anders, jünger als am Anfang vor. — „Aber ich erinnere mich nicht an Sie."

Der fremde Mensch sagte:

„Ich bin Marna, Wojciech Marnas Bluksbruder."

Ach so, jetzt wußte Peter genau, mit wem er es zu tun hatte! Er wurde sofort ernst und rückte sogar ein wenig zur Seite.

Der andere fuhr jetzt um so lieber fort, als ja nun alles bekannt war.

„Die Mutter traf ich nicht mehr an. Der Bruder lebt auf dem angeheirateten Hofe. Ich kann höchstens in einer Scheune übernachten. Mit der Arbeit ist es sehr schwer; denn selten wird man jemand nehmen, der aus dem Gefängnis zurückkommt."

Peter erinnerte sich sowohl an den Namen, wie an jene Geschichte. Als Knabe hatte er genug von jenem Mörder gehört. Man hatte sich jene Geschichte in der Küche, auf dem Hofe, ja selbst bei Tisch erzählt. Und es war furchtbar zuzuhören; denn es war ja — in solcher Nähe geschehen, hier ganz nebenan, hier, an dem bekannten Wege.

Jener Marna tötete bei der Rückkehr aus dem Walde am Wege einen anderen Tagelöhner. Er spaltete ihm mit der Axt im Dunkel einer früh hereinbrechenden Herbstnacht den Kopf.

Peter überlegte eine Weile und fragte Marna, wie lange er im Gefängnis gewesen sei.

„Verurteilt wurde ich zu zehn Jahren, aber man verkürzte es auf sechs. Vor dem Urteilsspruch saß ich länger als ein Jahr, was man mir nicht anrechnete. Jetzt bin ich schon drei Wochen frei."

„Kamen Ihnen diese sieben Jahre lange vor?"

Marna seufzte.

„Es ist ein Stück Zeit. Aber nur am Anfang ist es schwer, sich daran zu gewöhnen. Später ist es leichter. Das letzte halbe Jahr war das schlimmste. — Ich dachte schon, daß ich den Verstand verliere, weil ich jene Freiheit nicht erwarten konnte."

Peter blickte ihn dauernd aufmerksam an und lauschte. Augenscheinlich freute jenen seine Freiheit heute nicht mehr. Seine Augen waren seltsam regungslos, schmal und weißlich, und die Gesichtshaut war auch allzu weiß und leuchtete von Schweiß oder Fett. Und doch war er jung, kaum dreißig Jahre alt.

Es war schwer, diesen Menschen ohne Verwirrung und Unruhe zu betrachten. Peter wandte sich unwillkürlich ab und blickte auf das unfern in der Sonne stehende Haus.

„Haben Sie etwas in der Küche bekommen?" fragte er.

„Ja, man gab mir Brot und Suppe. Aber Arbeit hat man jetzt nirgends für mich. Ich bettele vergeblich darum."

Peter machte kehrt und ging langsam weiter. Vom Hause weg auf die Pforte zu — als wollte er jenen in gewohnter Weise zum Wege hin begleiten. Auch der Hund kam ruhig mit, an der Seite, durch den niedrigen, zertretenen Klee.

Erst hinter dem Tor wagte Peter zu fragen:

„Weshalb hatten Sie es getan? Hatten Sie irgendeine Wut auf ihn?"

Marna wunderte sich gar nicht und antwortete rasch:

„Bei Gott! Ich hatte gar keine Wut auf ihn. Er war lediglich ein unangenehmer Mensch, der jedem arg zusetzte, mit Vorliebe da die Mädels, und dort die Jungens auslachte. Manchmal verabredeten sich andere, ihn zu verdreschen. Er hatte mir irgendein häßliches Wort damals über ein Mädel gesagt. Ich ließ mich nicht beleidigen. Aber daß es deswegen so weit hätte kommen können, davon war natürlich nicht die Rede. Wir gingen lediglich zu zweit am Ende und blieben im Dunkel allein zurück. Und plötzlich stach es mich dermaßen ins Herz, plötzlich packte mich eine solche Ungeduld . . . Durch diese eine einzige Ungeduld kam es so weit; denn alles hatte ich mir zugetraut. Aber daß ich jemals einen Menschen ermorden könnte — nie und nimmer."

Marna blieb wiederum stehen, und auch Peter machte neben ihm Halt.

„Ich war ein Mensch wie alle anderen. Niemand hatte etwas gegen mich, niemand sagte mir etwas. Und seit jener Zeit bin ich verloren. Ich lebe nicht mehr selbst. Für mich ist die Welt nicht mehr die gleiche . . ."

An dieser Stelle ging eine nicht tiefe, kleine Furche vom Wege ins Feld, zwischen dem heranreifenden, von Unkraut durchwachsenen Hafer. Peter hat, als müßte er hier — an dem schmalen Pfade über dieser Furche — abbiegen.

„Mit Gott!" sagte er. Dann rief er den Hund, damit dieser ihm folge."

Er entfernte sich, ohne zurückzublicken und ohne zu wissen, ob jener weiterging oder stehengeblieben war. Er war voller Unruhe und Verwunderung, daß es so war und nicht anders.

Stets hatte er sich davon so fern gefühlt. Die Welt der Verbrechen war von seiner Welt durch eine unermeßliche Kluft getrennt, durch die Gefängnismauern isoliert, von den Dunkelheiten der Nacht bedeckt, verdammt.

Er sah manchmal die in Gruppen durch die Stadt geführten Gefangenen — und wunderte sich über sie wie über eine anders geartete menschliche Rasse. Er meinte, es seien Menschen, die schon von Anfang an anders Verfemte. Unbekannte und Gleichgültige waren.

Jetzt hatte er einen von ihnen aus der Nähe erblickt, mit ihm gesprochen, seine Worte gehört. Es wurde ihm klar, daß auch unter ihnen Menschen sein konnten, die vorher — gewöhnliche, verständige Leute gewesen waren, daß sie so etwas nicht hätten vollbringen, niemals hätten Mörder werden können. Wenn jener Augenblick anders gekommen wäre! Wenn sie rechtzeitig begriffen hätten, was jene Ungeduld bedeutet, aus der die Luft zu töten entspringt!

In einem großen Bogen durch die Felder hindurch näherte sich Peter nochmals an diesem Tage dem Walde und schritt aus der Sonne in seinen schwülen Fichtenschatten. Von einer anderen Seite gelangte er zu dem sandigen Waldwege und an jene Stelle, die in seiner Erinnerung haftete.

Hier machte er Halt und schob mit demselben Stock die dunklen, ebenso wie die Stengel stechenden Brombeerblätter auseinander. Er fand leicht die getötete Schlange, sein Opfer. Er bückte sich und gewahrte im Gewirr des Unkrautes, der Blätter und Stengel, auf dem silbernen Schlangenkörper die verwundeten, geschwürten und von Ameisen angeschwollenen Stellen.

Er begriff, daß er das Tier straflos aus der gleichen Ursache in sich selbst getötet hatte, aus der heraus — in anderen Lebenslagen — jene anderen ihre Verbrechen begehen.

Er schob den Stock zur Seite und warf ihn dann weit von sich. Die auseinandergeschobenen Blätter kehrten auf ihre Stelle zurück, schlossen sich über der getöteten Schlange und bedeckten diese dunkle, menschliche Angelegenheit.

Den blinden Bettler machtest du zum reichen Königskinde

Wie jener Blinde bettelnd an dem Straßenrand
die Hände streckte wanderflüchtigem Volk entgegen,
so irrt auch ich verlassen auf des Lebens lautem Markt
und suchte Menschenliebe auf zertretenen Alltagswegen.
Und immer lauscht ich in der Menge eiligem Wandertritt
auf ein barmherzig nahend, Hilfe bringend Schreiten.
Und immer wieder waren meine Bettelhände leer
und alle Menschennähe war nur flüchtiges Vorübergleiten,
bis daß du kamst . . . und zu mir lenktest deinen Schritt,
dich zu mir neigtest mit unendlich gütigem Fragen.
Da fühlte ich erschaudernd deiner Heilandsliebe Näh'
und konnte dir all' meiner Blindheit harte Notzeit klagen.
Du sprachst das Wort, das alle Dunkelheiten hob,
das von der Seele Augen nahm die sündige, düstere Binde. . .
Du füllteſt reich mit Schätzen meine leere Hand. . . .
Den blinden Bettler machteſt du zum reichen Königskinde.

Therese Frese.



Nummer 41 Neuß, den 13. Oktober 1929 3. Jahrgang

Nachdruck verboten.

Gottesdienst-Ordnung.

St. Josef Neuß.

Sonntag, den 13. Oktober 1929.

6 Uhr hl. Messe. ½8 Uhr hl. Messe mit gem. hl. Kommunion der Jünglinge. 9 Uhr Hochamt. ½11 Uhr Deutsche Singmesse.

In allen hl. Messen Kollekte für die Heizungsanlage in der Kirche.

½3 Uhr Rosenkranzandacht.

Wochentags.

Hl. Messen ½7 und 7¼ Uhr.

In der 2ten hl. Messe wird der Rosenkranz gebetet.

Montag ½7 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Familie Wagen und Ziebarth. 7¼ Uhr Sechswochenamt für Matthias Brester.

Dienstag ½7 Uhr 3. Wochenamt für Katharina Abels. 7¼ Uhr Jahrgedächtnis für Franz Angenoort.

Mittwoch ½7 Uhr Jahrgedächtnis für Hubert Sieben. 7¼ Uhr Jahrgedächtnis für Karl Fiegen und Frau Heinrich Dieck.

Donnerstag ½7 Uhr 1. Wochenamt für Johann Esser. 7¼ Uhr Jahrgedächtnis für Klemens Odenthal und dessen Sohn Jakob und Tochter Christine.

Freitag ½7 Uhr Jahrgedächtnis für Anton Lorenz. 7¼ Uhr Jahrgedächtnis für Elisabeth Hoevels und deren Kinder Johann, Jakob und Maria.

Samstag ½7 Uhr Seelenamt für Christian Ferdinand Evertz. 7¼ Uhr Seelenamt für Frau Peter Lützenkirchen und deren Eltern.

Am nächsten Sonntag ist gem. hl. Kommunion der Jungfrauen.

Vinzenzverein.

Im Laufe der Woche werden Mitglieder des Vinzenzvereins bei den Landleuten wegen Winterkartoffeln für die Armen vorsprechen. Wir hoffen auf eine freundliche Aufnahme und entsprechende Unterstützung. Allen Spendern sei an dieser Stelle schon herzlichst gedankt.

✣

Vereinsnachrichten.

Jungfrauenkongregation: Sonntag Morgen 9 Uhr Kochkursus im Schwesternheim. Montag abend Turnen. Dienstag abend Chorprobe. Mittwoch abend 7 Uhr Zuschneidekursus im Schwesternheim.

Jünglingskongregation: Am heutigen Sonntag ist in der hl. Messe um ½8 Uhr gem. hl. Monatskommunion. Die hl. Messe wird für unseren verstorbenen Freund Johann Esser von seiten der Kongregation dargebracht. Mögen darum auch alle Mitglieder ihre hl. Kommunion für denselben opfern und sich besonders zahlreich an dieser hl. Kommunion beteiligen. Die übliche Dankandacht um ½ vor 2 Uhr fällt aus. Statt dessen wollen alle Jünglinge die Rosenkranzandacht um ½3 Uhr besuchen.

Montag Theaterprobe, Dienstag Heimabend 1, Mittwoch Heimabend 2.

Arbeiterverein: Am heutigen Sonntag, abends um 7 Uhr, beginnen wir unser Winterprogramm mit einer Monatsversammlung bei Schmalbach, bei welcher Herr Lehrer Granderath einen Vortrag mit anschließender Aussprache halten wird.

Alle Mitglieder mit ihren Frauen sind dazu herzlichst eingeladen. Am Donnerstag ist Vorstandssitzung. Am Sonntag, den 20. Oktober findet unser diesjähriger Herbstdelegiertentag in Grevenbroich statt.

Der unbarmherzige Knecht.

Im heutigen Evangelium wird uns von einem Untergebenen erzählt, der seinem Könige 10 000 Talente, also viele Millionen Mark schuldig war. Ohne Zweifel wird diese Schuld in vielen Jahren entstanden sein und sich immer mehr bei dem Schuldner, der auf die Gutmütigkeit des Königs sündigte, aufgehäuft haben.

Jeder Mensch befindet sich nun Gott gegenüber in der Lage eines großen, sehr großen Schuldners. Kaum ein Tag ist frei von großen oder kleinen Untreuen, und so wächst unsere Schuld zu Bergeshöhe. Aber wie groß sie auch sein mag, der Mensch, der sich in Demut und Reue vor Gott beugt und ihn um Erbarmen bittet, erfährt immer wieder, daß ihm seine ganze große Schuld in unbegreiflicher Großmut geschenkt wird. Gott rechnet mit dem reuigen Sünder nicht, er ist ganz Güte und Erbarmen, die alles verzeiht und vergißt. Die Parabel vom verlorenen Schaf, der verlorenen Drachme, dem verlorenen Sohn, drücken den nämlichen Gedanken aus. Ein schönes Gleichnis auch für uns Priester. Je verstehender der Seelsorger im Richterstuhle der Buße vor dem Schuldner steht, der ihm in heiliger Rechenschaft reuig seine Sündenschuld aufdeckt, desto mehr sieht er auch, daß die meisten Sünden aus Unwissenheit und Schwachheit geschehen, wirkliche Bosheit aber nur selten ihre Quelle ist. Nirgendwo ist Milde, Güte und Nachsicht bei vollständiger Wahrung des Richteramtes darum mehr am Platze, als im Richterstuhl der Buße.

✣

Tägliche Gebete.

Wenn morgens früh du aufgewacht, — Dann sei auf das Gebet bedacht, — Und heb' zum Himmel deine Hände, — Daß Gott dir reichen Segen spende. — Und auch zu jedem guten Werk — Tagsüber deine Seele stärk'. — Und nimmst du Speiz' und Trank zu dir, — So dank' dem güt'gen Herrn dafür; — Und schenke gern und voll Erbarmen — Von deinem Ueberfluß den Armen. — Und gehst du abends dann zur Ruh', — Eh' sanft du schließ'st die Augen zu, — So knie vor deinem Bette nieder, — Und bet' voll inn'ger Andacht wieder, — Daß auch in dunkler stiller Nacht — Dein Englein dich gar wohl bewacht. — Daß nicht Versuchung dich berückt, — Und dich ein sanfter Schlaf erquickt.

✣

Sinnspruch.

Eine scharfe Zunge ist das einzige Werkzeug, welches durch beständigen Gebrauch schärfer wird.

Verantwortlich für die erste Seite das zuständige Pfarramt, für den übrigen Inhalt Kaplan Marx, Köln.

Warum das Preußenkonkordat nicht besser wurde. Die Zeitungen waren schuld

Es wird zwar oft behauptet, daß die Katholiken sich selber schaden, wenn sie die gegnerische Presse halten oder sonst unterstützen. Aber der Beweis läßt sich nicht immer dokumentarisch erbringen.

Jetzt liegt aber ein Fall vor, wo auch das möglich ist. Im Auftrage des Heiligen Stuhles nahm Nuntius Pacelli von der Annahme des Kokordates durch das Preußenparlament Kenntnis und gab dabei seinem Bedauern Ausdruck, daß der Freistaat Preußen entgegen den Hoffnungen, welche seine Regierung den Unterhändlern des Papstes früher gemacht habe, die Schulfrage aus dem Konkordat völlig entfernt habe. Das sei um so verwunderlicher, als die jetzige Parlamentsmehrheit dieselbe sei, die im Januar 1922 sich einer vertragsmäßigen Regelung der Schulfrage geneigt gezeigt habe.

Bemerkenswert ist nun, was Ministerpräsident Dr. Braun auf diesen Vorhalt zu antworten weiß. Er schreibt am 6. August 1929 an den Nuntius:

„Der unterzeichnete Ministerpräsident . . . würdigt durchaus die Erklärungen des Heiligen Stuhles, bittet indes . . . . darauf hinweisen zu dürfen, daß die langjährigen, in der Presse geführten Auseinandersetzungen über den mutmaßlichen Inhalt des Konkordates die öffentliche Meinung inzwischen so beeinflußt hatten, daß eine parlamentarische Mehrheit für ein auch die Schule regelndes Konkordat nicht zu erreichen war."

Die Presse war es also, die Regierung und Parteien zum Umfall gebracht hat. Sie wird und darf stolz sein auf das Eingeständnis, daß der Leiter des größten deutschen Staates ihr hier macht. Schade nur, daß ihre Machtstellung so oft zum Schaden einer wirklich aufbauenden und weitherzigen Politik gebraucht wird und sich gewöhnlich gegen uns entscheidet!

Als Katholiken werden wir selbstverständlich unsere Folgerungen aus diesem Vorkommnis ziehen. Wir werden uns fragen, ob die Presse, die wir bis heute gelesen und unterstützt haben, sich an dem Sturm gegen das Konkordat beteiligt hat. Wir sind doch noch nicht so borniert, daß wir heute bei Elternbeiratswahlen und Unterschriftensammlungen für die kath. Schule stimmen und morgen und übermorgen durch die Stärkung der gegnerischen Presse dafür sorgen, daß unser Wille untergraben und umgedeutet wird!

Der Heilige Stuhl hat trotz der Enttäuschung, die ihm die preußischen Parteien bereitet haben, das Abkommen unterzeichnet, um für die preußischen Katholiken zu retten, was zu retten war, läßt aber in dem Brief des Nuntius ausdrücklich erklären, daß seine Unterschrift nicht als Verzicht auf weitgehende Rechte, besonders in der Schulfrage aufzufassen sei. Ministerpräsident Braun antwortet darauf bestätigend, daß die Ausschaltung der Schulfrage aus dem Konkordat die Rechtsstellung der preußischen Katholiken auf diesem bedeutsamen Gebiete, wie sie durch die Verfassung gewährleistet sei, nicht beeinflussen solle.

Wir werden uns das gut zu merken haben, aber auch hier wieder dessen eingedenk bleiben, daß Ministerworte abhängig sind von der Mehrheit, auf die sie sich stützen und von der — Presse, die diese Mehrheiten macht. Siehe Braun, erster Teil! Die Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß heute der größte Teil unserer Wähler ihre Stimme nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten gibt, daß aber die aus diesen Wahlen hervorgehender. Parteien nach wie vor Weltanschauungsparteien geblieben sind und die ihnen anvertrauten Mandate nach der Weltanschauungsseite rücksichtslos ausnutzen. Hier liegt ein Mißbrauch und eine Meinungsfälschung vor, die für die Gewissen auf die Dauer unerträglich ist. Wann werden unsere Parteien das einsehen?

Eine, wenn auch kleine, Beruhigung ist es für uns, daß wenigstens die Zentrumspartei nach wie vor gewillt erscheint, die Kulturforderungen der Katholiken allen anderen Interessen voranzustellen und sich durch die Zustimmung zum Konkordat die Hände nicht gebunden hat für die nachdrückliche Geltendmachung weitergehender Forderungen. Auch Prälat Kaas, der augenblickliche Führer der Zentrumspartei, hat den Abschluß des Konkordates mit einem Brief an Nuntius Pacelli begleitet. In diesem Brief bezeichnet er das Fehlen von Schulbestimmungen im Konkordat als „schmerzliche Lücke", fügt dann aber hinzu:

„Anderseits darf ich Ew. Exzellenz die Versicherung geben, daß die in der Deutschen Zentrumspartei zusammengeschlossenen Katholiken gerade auf diesem Gebiete mit stärkster Energie darüber wachen werden, daß die religiöse Seite der Schulfrage eine gesetzgeberische Regelung findet, die unseren kirchlichen Auffassungen gerecht wird."

Es wäre gut, wenn die in anderen Parteien vertretenen Katholiken ihre Parteileitungen zu einer ähnlichen programmatischen Erklärung veranlassen würden. Besonders die bevorstehenden Kommunalwahlen, die so weitgehend auf die praktische Ausgestaltung unseres Schulwesens Einfluß haben — man denke an die Auswahl des Lehrerpersonals — sollten dazu benutzt werden, um in dieser Frage volle Aufklärung zu schaffen. Sonst besteht auch hier die Gefahr, daß wirtschaftliche oder sonstige Interessen dazu dienen müssen, um den kulturellen Willen der Wähler zu fälschen und in sein Gegenteil umzubiegen. r.

Sprüche für den Frieden

P. Schmauer

Für den Frieden leben und kämpfen, heißt nicht, für sich und seine eigene Sicherheit, zur eigenen „Beruhigung" handeln; es heißt, ganz selbstlos und mutig für den kranken und bedrohten Bruder Mensch in allen Zonen und Weiten einzutreten für die gequälten, unwissenden, verstoßenen Völker streiten, denen der Teufel Krieg, d. i. die große Sünde und Geißel der Menschheit, das Grab bereitet.

*

Wir wollen denken und kämpfen! Zuvor aber laßt uns hingehen und die große Liebe lernen! Ohne sie ist all unser Tun schwach und nutzlos.

*

Man kann kein wahrer Friedenskämpfer sein, wenn man nicht das große Gebot Christi von der Liebe zum Nächsten auch im kleinen, Alltäglichen zu erfüllen trachtet.

*

Wir müssen erst den Krieg in uns überwunden haben, ehe wir nach außen Kämpfer für den Frieden sein können.

*

„Krieg in uns", das bedeutet nicht nur die Kriegserbschuld, die unsere Väter uns hinterließen und die überall da noch lebt, wo der Friedenswille noch nicht so mächtig ist, daß er allen Angriffen, jeder Brutalität und Gemeinheit in unzerstörbarer Größe standzuhalten vermag. „Krieg in uns" bedeutet auch aller kleinliche Streit, jede Unordnung und Zuchtlosigkeit in uns, jeder sinnlose Zank mit uns und dem Nächsten. Diesen „Krieg in uns" müssen wir zunächst besiegen mit tiefem, heiligem Friedenswillen.

*

Vielleicht wird eine Stunde kommen, da wir Haus und Hof, Vater und Mutter verlassen, ja unser Leben für unseren Glauben an das Gute hingeben müssen. Wie vermöchten wir das, wenn unser schwaches Menschentum nicht getragen würde von der Kraft des ewigen Gottes!

*

Wie alles Große im Ewigen, Göttlichen wurzelt, so auch die Idee des Friedens. Das heißt nichts anderes, als daß auch wir im Wesen und Willen Gottes wurzeln müssen; sonst können wir keine echten Kämpfer für den Frieden sein.

erholte. Es ist jetzt ein jämmerliches, schwachsinniges, im Wachstum völlig zurückgebliebenes Wesen."

Nur dies eine Beispiel aus der erschütternden Notarbeit. Wir müssen zur Steigerung unserer wirtschaftlichen Hilfen eine wahrhafte Brudergemeinschaft werden. Es hat keinen Sinn, wenn die karitativen Organisationen sich mit kleinen Almosen begnügen, die nicht hinreichen, die Gesamtlage einer zerrütteten und zugrunde gehenden Familie auch nur einigermaßen zu lindern. Karitas muß auf das Ganze gehen. Hierzu braucht es großer Mittel: Wäsche, Kleider, Möbel, Lebensmittel, soziale Kenntnis zur Auswertung der möglichen sozialen Hilfen in Form öffentlicher Unterstützungen, Unterbringung von Kindern, Schutzaufsicht und Vormundschaft. Es braucht mitunter einen hellen, schmerzlichen Zorn, ein kräftiges Zugreifen, um dämonische Feinde, wie Alkoholmißbrauch, Prostitution und andere Teufel mehr einzudämmen oder zu vertreiben. Es braucht großer Maßstäbe im Denken der Karitasarbeiter und eine Karitasbewegung im katholischen Volke selbst, ohne dessen persönliche lebendige Mitarbeit und Opferbereitschaft all unser Arbeiten Stückwerk bleiben muß. Es braucht auch eine Gebetsbewegung, daß die Kraft unserer Mütter nicht vorzeitig breche, daß Schutzengel und Führer für unsere Kinder und Jugendlichen aufstehen; daß die Herzen der Armen nicht ganz verbittern, und die der Besitzenden wärmer und offener werden. Auf der Generalversammlung des Deutschen Karitasverbandes hat Ministerialrat Dr. Strunden, Berlin, gesagt: „Nicht die eigenpersönliche Vervollkommnung darf unser Hauptziel sein, sondern ebenso wichtig muß uns die Sorge um das Wohl und Heil des Nächsten sein; wir müssen ihm die gleiche Liebe schenken wie uns selbst. Erst diese apostolische Karitas macht uns zu vollkommenen Menschen."

Eine dunkle Angelegenheit

Von J. Nalkowska, Deutsch von Leo Koszella.

Peter war es heute unangenhm ergangen. Er ging in den Wald und tötete dort aus unbekannten Gründen eine Schlange.

Vielleicht hatte er eine kurze Weile daran gedacht, daß es eine Otter war. Aber dieser Gedanke blitzte eher als bereits besiegt auf — so daß er ihm nicht als Erklärung dienen konnte; denn er wußte immerhin sofort, daß es eine Ringelnatter, eine ungefährliche, kleine, niedliche Schlange war. Ja sogar eine sehr hübsche, geradezu künstliche, wie aus metallenen und vielfarbig glitzernden Plättchen gemachte Schlange.

Er hatte sie aus Furcht und nicht aus Wut erschlagen. Er hatte gewahrt, daß etwas quer über den Weg flitzte, daß sich etwas rasch und geschickt über den von der Sonne graugefärbten Sand und über die grauen, zerbröckelten Fichtennadeln dahinwand. Und er fühlte, daß diese Gestalt und diese Bewegung im Augenblick in den dunklen Gebüschen und den flachlichen Brombeersträuchern vor seinen Augen verschwinden, und daß er sie dort nicht wird greifen können.

Aber er versuchte ja gar nicht, diese Schlange zu fassen, gar nicht. Er hatte lediglich mit dem Stock kräftig auf die Mitte der Länge geschlagen, so daß er sie genau in der Hälfte mit diesem Schlage durchgeschnitten hatte.

Das entzückende, lebende Geschöpf war sofort etwas anderes geworden, und Peter erstarrte für eine Weile, als hätte ihn die eigene Tat überrascht. Es sah aus, als hätte er selbst es nicht tun wollen, daß es vielmehr nur durch ihn geschehen war, aber von allein.

Unterdessen begann sich die Schlange jedoch zu rühren, begann, sich auf der Stelle seltsam zu winden — zu versuchen, ob es ihr nicht gelänge zu flüchten, zu versuchen, ob es ihr nicht gelänge, zu leben. Und Peter — schlug — vielleicht weil er nicht wollte, daß die Schlange sich länger quäle, vielleicht, weil er fürchtete, daß sie dennoch entfliehe, von neuem zu. Und er schlug auf diese leuchtende Lebensspur immer wieder, immer wieder — um dem endlich ein Ende zu machen.

Er fühlte Ungeduld, nur Ungeduld, nichts weiter; denn das Opfer war völlig wehrlos. Es hatte am Kampf gar nicht teilgenommen.

Während eines kurzen Augenblickes sah er die Augen der Schlange, die sich anscheinend nicht schließen konnten. Goldene Augen in einem stahlblauen, flachen Kopf — ruhige Augen, die keine Bestürzung zum Ausdruck bringen konnten.

Er hatte die Schlange also totgeschlagen, warf sie in die Sträucher und ging weiter.

Er war an diesem Tage wie alltäglich nach dieser Richtung gegangen. Der Wald begann nicht weit von seinem Hause, aber erst hier, in etwas größerer Entfernung war er wirklich schön. Am Rande wuchsen hohe Fichten, und dürres Gras bedeckte die länglichen, angewehten Sandhügel. Dahinter kamen Haselsträucher und Eichen, und die Wegränder waren mit Erdbeerblättern bedeckt.

Hinter einer Anhöhe lag in der Tiefe ein gleichmäßiges, grünes Tal, in dem blaues Wasser floß.

Die Geschichte mit der Schlange fiel mehr oder weniger in die Hälfte des Weges. Als Peter die Schlange getötet und mit dem Stock zur Seite geworfen hatte, schob sich diese hinauf, blieb eine Weile an einem krummen, stechenden Brombeerast hängen und fiel dann durch die Blätter hindurch — weich, gebrochen und nichts mehr ähnlich — zur Erde, in die Dunkelheit und Enge der dornigen und verflochtenen Stengel und Blätter.

Peter ging auf die Anhöhe hinauf und beabsichtigte, durch die feuchte Wiese auf einem ihm bekannten Wege zur Brücke über den Fluß zu gehen. Er dachte, während er so dahinging, daß er ja nicht zum ersten Male etwas getötet hatte. Gewöhnlich waren es Mücken, verschiedene schädliche Insekten, famtene Raupen, kleine, unpersönliche, geradezu pflanzenhafte, sprenartige, Strohhalmen, Blättern und Zweigen ähnliche Wesen. Er hatte sie getötet; denn sie fraßen oder schädigten das Obst oder das Getreide. Das war bedeutungslos.

Er dachte auch daran, daß man ja auf der Jagd größere Wesen, als so eine Schlange tötete, und daß man im Kriege Menschen tötet.

Dennoch war das, was Peter heute getan hatte, gegen seine Natur. Es war weder vorausgesehen, noch beabsichtigt und hatte kein Ziel.

Ja, es hatte selbst keinen Grund, dachte Peter. Ich kann doch schließlich etwas tun, ohne es beabsichtigt zu haben. Lediglich aus Ungeduld, aus unverstandener Luft, damit es so kommt.

Furchtbar war aber immerhin, daß das Töten so leicht, daß es so möglich und so nahe war.

Als er auf dem Rückwege wieder an dieser Stelle am Wege vorbeikam, blickte er unlustig hin. Der Sand hatte irgendwelche Spuren behalten, daß es hier geschehen war.

Die aufgeblähten, schütteren Ränder der Radspuren waren zertreten und abgefallen. In der Mitte war eine Reihe von Sandtrichtern, die von Pferdehufen gebildet worden waren, unordentlich und unterbrochen.

Diese unverständliche Ungeduld war ganz einfach die Luft am Töten — sagte sich Peter.

Während er auf sein Haus zuging, hörte er jenseits des Zaunes verbissenes Bellen. Er pfiff. Durch die Pforte stürzte ein Hund hervor, sprang freudig zu seinen Händen empor und spannte sich bis zu seiner Brust. Er zeigte keine Trauer, daß er nicht auf den Spaziergang mitgenommen war, obwohl er damit gerechnet hatte.

„Wie vertrauensselig er ist!" — dachte Peter und glättete die breite Stirn des Hundes — und er dachte an jene Schlange wie an ein lebendes Wesen.

Aber der Hund verlängerte den Begrüßungsritus nicht. Er sprang hoch, keuchte ihm den warmen, feuchten Atem ins Gesicht und sprang wieder bellend dorthin, woher er gekommen war.

Von der Küche her kam quer über den Hof ein fremder Mensch. Er blickte Peter an, blieb stehen und zog etwas zögernd und ungeschickt den Hut.

Er war seltsam. Armselig gekleidet, aber auch sonst elend und ziemlich schmutzig. Aber er war auch so seltsam schüchtern und langsam und trieb den Hund gar nicht fort. Auf seinem Antlitz ruhte Regungslosigkeit, wie bei einem nicht normalen oder schwerkranken Menschen. Er stand da und wollte vielleicht etwas sagen, wagte es aber nicht.

Peter rief den Hund wiederum zu sich und fragte:

„Was wollen Sie hier?"

Jener entgegnete:

„Ich wandere und bitte um Unterstützung oder Arbeit."

Ein Friedenskreuzzug durch Frankreich

stud. phil. H. Kraft, K.-Deutz.

Jenes unüberseh bare Feld weißer Kreuze und der grausige „Graben der Bajonette" — es gäbe keinen Krieg mehr! — —

Auf Paris zu.

Von Verdun aus begann der eigentliche Kreuzzug. Unsere Kolonne, etwa 60 Mann, bestand fast nur aus Deutschen, und so war es uns möglich, unsere kleinen Feste und Kundgebungen ganz in deutsch-jugendbewegtem Stil abzuhalten. Die Kunde unseres Erscheinens lief uns voraus, dank der Presse, die oft spaltenlange Abhandlungen über unsere Feiern brachte. So wurden wir in jedem kleinen Dorf, in jeder kleinen Stadt begeistert empfangen. Oft stellten die Menschen sich uns in den Weg und riefen „Chanter!! Danser!!" (Singen! Tanzen!) und gaben nicht eher Ruhe, als bis wir ihren Wunsch erfüllten. Dann stellten wir uns zusammen, und in Begleitung von Fiedeln und Klampfen sangen wir im Kreise der Bevölkerung einige unserer deutschen Volkslieder oder ganzen ein paar Volkstänze. Danach sprach dann einer von uns über unsern Kreuzzug, seinen Sinn und Zweck. Ganz einfach und schlicht: Daß wir, die Jugend, den Frieden wollen, und daß man den großen Zeitungen hüben und drüben nicht glauben dürfe, wenn sie behaupteten, daß das ehemalige Feindesland voller bafserfüllten Chauvinisten sei. Das Volk, das einfache, arbeitende beider Länder ersehnte den dauernden Frieden, mit der Jugend. Gott sei der gemeinsame Vater aller, so seien wir alle, auch Franzosen und Deutsche, Brüder, und ein Katholik, der den Frieden nicht mit aller Kraft erstrebe, sei kein Katholik! — Da wurden diese einfachen Menschen ganz begeistert, klatschten und riefen: „Vive la Paix" (Es lebe der Frieden!) — und es war eine Gemeinschaft unter uns. Und war noch ein Kriegerdenkmal im Dorf, so zogen wir gemeinsam dorthin, den Gefallenen ihre Ehre zu erweisen. Und wenn wir dann das Lied sangen: „J'avais un Camerade" (Ich hatt' einen Kameraden), erlebten wir oft, daß unvermittelt den Menschen die Tränen ausbrachen.

In den größeren Städten dann, wie Reims, Laon, Soissons, Etampes, ward uns ehrenvoller Empfang im Rathaus, verbunden mit einem Ehrenwein und Ansprachen der Bürgermeister — ein Zeichen auch für die freundliche Gesinnung der französischen Behörden uns Kreuzfahrern gegenüber und ihrer Friedensbereitschaft.

Paris und Bierville.

In Paris endlich trafen sich am 30. August die sechs verschiedenen Kolonnen zu der großen Schlußkundgebung. Zum Diner waren wir Gäste des französischen Außenministers Briand, der sich selber wegen Ueberbelastung durch zuviel Arbeit vertreten lassen mußte.

Ein glänzender Abschluß, ein Triumph der Friedensidee, war dann die Feier im Trocadero. Bis auf den letzten Platz war das riesige Theater gefüllt, ja, eine große Masse Zuspätkommender mußte in den Gängen stehen bleiben. Als Vertreter Briands redete Jean Hennessy, französischer Landwirtschaftsminister, als Vertreter der Deutschen Nobelpreisträger Professor Quidde aus München und zum Schluß begeisternd, alles hinreißend Marc Sangnier. Schwache Proteste einiger Gegner wurden sofort durch Rufe wie „Vive la Paix", „Vive Marc Sangnier" niedergeschlagen. Dann gegen Mitternacht die Verbrüderung deutscher und französischer Jugend. Die „Volontaires de la Paix", erschienen auf der Bühne, die Deutschen, mit wehenden Wimpeln mischten sich unter sie, und, begleitet von Fiedeln und Klampfen sprang das Lied aus ihrer Mitte, ihr begeistertes Bekenntnis zum Frieden:

Volk, wache auf! Zerbrich die Ketten des Hasses,
daß die Liebe für immer siege! — — —

In Bierville, im Zeltlager, verbrachten wir noch eine Woche in tiefer Freundschaft mit unsern französischen Brüdern, hatten jeden Morgen in der hl. Messe und Kommunion in Gemeinschaft mit Marc Sangnier um den Segen Gottes über unser Werk. —

Unsere französischen Brüder haben wir eingeladen zu einem Friedenskreuzzug durchs Rheinland. Sie werden kommen und von ihrer Seite aus in deutschen Landen für den Frieden werben. Und so soll die Jugend, die noch begeisterte und Ideale, Brücken schlagen zwischen hüben und drüben; sie soll mit Baumeister sein an jenem großen Wunschbild Sangniers, des zukünftigen dauernden Friedens und der Verbrüderung aller Völker Europas.

Verdun.

Ein kleines Bähnchen führt uns hinaus auf die Schlachtfelder. Wir schreiten erschüttert über jene furchtbaren Stätten, die, öde und grau bis zum Horizont, ohne Baum, Strauch und Haus in ihrer Sinnlosigkeit grausiges Zeugnis des Krieges sind. Hier und da streckt sich ein zerschossener Baumstumpf vertrocknet aus dem Boden, und dort steht starr, einsam und erschütternd eine Holztafel mit der französischen Inschrift: „Hier stand einst das Dorf Douloup." Keine Spur der menschlichen Ansiedlung mehr zu sehen; der Mutterboden ist zerrissen; menschlicher Wahnsinn hat Wunde um Wunde tief in ihn geschlagen, daß die tausende und hunderttausende Granatlöcher bohl, wie ausgeblutet, sinnlos zum Himmel starren. Quer durch die welllige Ebene ziehen im Zickzack die alten Schützengräben. Handgranaten, Koppelreste, Gasmasken, Helmteile liegen noch, von der Witterung zerfressen, umher. Ueberall aber blüht rofer Mohn, einzeln, oder aber in großen, schreienden Flecken, so rot, wie man ihn sonst nirgends findet — als sei er dem Blute der toten Soldaten entsprossen.

Droben aber, auf dem höchsten Punkt jener welligen Wüste, alles beherrschend, steht mächtig das Denkmal der Toten von Verdun. Der Turm, in Form einer riesigen stehenden Granate, ist Ausgangspunkt zweier nach beiden Seiten weit ausladender Hallen, während die Fortsetzung nach hinten eine katholische Kapelle bildet. Erschütterndes Schweigen aller Menschen drinnen, wo das graue Tageslicht, durch glühendrote Glasscheiben eingefangen, die Marmorsarkophage und die riesigen Tafeln mit den Namen der Toten blutfarben überströmt. Und vor jenem Denkmal die Riesenstadt der bei Verdun gefallenen Soldaten, die ihren sinnlosen Tod in tausenden weißer Kreuze von Lebenden entgegenschreien, — eine Armee wohlausgerichteter Kämpfer, die so erschütternd vom Krieg erzählt und so eindringlich für den Frieden steht, wie kein Lebender es vermag.

Nicht weit davon das Denkmal über dem „Tranchée des Bajonettes". Ein Schützengraben, voll Erde, die verschüttelen, vergifteten Soldaten noch darin; nur ihre Bajonette ragen spitz wie grausig schrille Notrufe aus dem Boden hervor.

Dann jene großen Forts — Douaumont und Vaux — bei deren Bestürmung auf beiden Seiten so unendlich viele sterben mußten. Ein französischer Soldat führt uns. Er zeigt uns die Mannschaftszimmer, die Kammer des Kommandanten, die zerschlagenen und zerschossenen Panzertürme, die große Zerstörung, die der deutsche Volltreffer anrichtete, als er das Munitionslager des Forts Vaux zur Explosion brachte. Hunderte von Franzosen wurden dabei in Fetzen gerissen, und jetzt noch liegen Ungeborgene unter den Trümmern. . . .

Wir verließen tieferschüttert diese Orte.

Von weitem sahen wir noch einmal das Denkmal.

Es müßte noch höher stehen, so hoch, daß die ganze lebende Menschheit es immer vor Augen hätte, und mit dem Denkmal

Bei der Fürstin Hedwig.

Fürstin Hedwig hat uns zu einem Gastmahl eingeladen. Da werden wir gewiß vornehme Gäste antreffen, sicher lauter Fürstinnen und Fürsten. Vielleicht sogar einen König oder eine Königin. Wir sind gespannt darauf. In festlicher Kleidung treten wir in das Speisezimmer ein. Ach, sieh da, die Gäste sind schon versammelt. Gäste? Aber sind das denn Gäste für eine Fürstin? Wie kommen die denn hierher? — Männer und Frauen sinds mit hohlen Wangen, bleich wie der Tod, und seht erst die Kleider, die sie tragen! Sie sind ganz zerlumpt. Das sind ja Bettler! Die Fürstin empfängt uns sehr freundlich; sie trägt auch ein ganz einfaches Kleid und stellt uns die Bettler wirklich als ihre „Gäste" vor.

Als sie unser erstauntes Gesicht sieht, sagt sie leise: „Solch arme Menschen lade ich mir täglich ein zum Andenken daran, daß der Heiland mit seinen zwölf Aposteln gegessen hat."

Lieb und gut spricht sie mit allen, reicht ihnen die Speisen und füllt ihnen die Becher mit Wein. Die armen Menschen laben sich daran; sie fühlen sich gar so wohl bei der guten Fürstin Hedwig, und tief im Herzen beten sie für ihre Wohltäterin. Jetzt sind alle gesättigt. Nun ißt die Fürstin selbst von den kalten Speiseresten und trinkt Wasser dazu. —

Oft geht sie auch hinaus zu den Armen, die nicht zu ihr kommen können. Sie scheut weder Regen noch Kälte. Manchmal sind Hände und Füße aufgesprungen vom Frost. Trotz der Schmerzen geht sie in die Häuser der armen Kranken. Sie ruht und rastet nicht. Ihre Liebe zu den Armen gleicht einem Bäumlein, das rote Rösslein als Blüten trägt.

„Dürfen wir einmal fragen, hohe Frau, woher solch große Liebe dir ins Herz kommt?"

„Die hole ich mir beim Heiland," antwortet die edle Frau.

„Beim Heiland?"

„Ja, wißt ihr," erzählt sie uns, „in der Kirche ist ein großes Kreuz, vor diesem bete ich oft. Da beschaue ich lange die Wunden des Heilandes. Es tut mir weh, daß der Heiland so furchtbar leiden mußte. Und als ich einmal so seine Wunden betrachtete, kamen mir die Tränen. „Lieber Heiland," sagte ich zu ihm, „so gerne hätte ich dir deine blutigen Wunden ausgewaschen. Weil ich das aber nicht kann, will ich armen Menschen Gutes tun." Und da geschah plötzlich etwas Wunderbares. Während meines Betens löste sich der eine Arm des Heilandes vom Kreuze, segnete mich, und der Heiland sprach:

„Hedwig, du hast mir große Freude gemacht durch deine Liebe; wünsche dir etwas von mir, ich gebe es dir."

Was sollte ich mir vom Heiland wünschen, es gibt doch nichts Schöneres, nichts Kostbareres als deine Liebe, darum bat ich ihn.

„Göttlicher Heiland, schenke mir von deiner Liebe. Mit der Liebe des Heilandes kann ich alles."

Die Fürstin hat recht, hätten wir doch auch eine solche große Heilandsliebe wie diese Frau!

Oft ging Hedwig auch ins Gefängnis zu den Gefangenen. Wenn sie sah, daß sie ihre Schuld bereuten, bat sie den Fürsten: „Gib doch bitte den Gefangenen frei, er will jetzt ein guter Mensch werden." Der Fürst konnte ihr auch solche Bitten nicht abschlagen. Dann freute sich die Fürstin Hedwig mehr, als wenn ihr der Gemahl ein großes Geschenk in Gold oder Silber gemacht hätte. — — —

Auch für die Fürstin Hedwig kam großes Leid. Fünf liebe Kindlein starben in kurzer Zeit und auch der Fürst. Tiefe Trauer zog in Hedwigs Seele ein.

Nur beim Heiland fand sie Trost in ihrem schweren Leid. Oft finden wir sie vor dem Kreuzbilde betend.

„Jetzt bin ich auf dem Oelberge bei dir, o Heiland. Da warst du auch so traurig, ich will jetzt mit dir beten:

„Herr, dein Wille geschehe; du weißt, wie schwer es ist, die liebsten Menschen auf der Welt zu verlieren; aber du hilfst mir, o Heiland, den Schmerz tragen." — — —

„Nicht wahr, meine lieben Jungen und Mädchen, von der Fürstin Hedwig haben wir viel gelernt. Daß sie eine Heilige geworden ist, könnt ihr euch schon denken. Am 17. Oktober feiert die Kirche ihr Fest. Der Priester betet dann in der heiligen Messe:

„Gott, du hast die heilige Hedwig gelehrt, mit ganzem Herzen von der Pracht der Welt zur demütigen Nachfolge deines Kreuzes überzugehen. Gib, daß wir durch ihre Verdienste und ihr Beispiel lernen, die vergänglichen Freuden der Welt mit Füßen zu treten und in der Umarmung deines Kreuzes alles, was sich wider uns erhebt, zu überwinden. Amen."

Maria Braun.

Annelis Mütterlein.

Fremde Menschen legten Annelis Mütterlein in einen langen, schwarzen Kasten, den sie mit einem festen Deckel vernagelten. Dann trugen vier Männer, auch ganz schwarz vermummt, den häßlichen Kasten in den großen Garten vor dem Dorf, in dem die vielen Kreuze stehen. Dort versenkten sie ihn in ein tiefes Loch und verschütteten ihn ganz mit Erde. Plum, plum, polterten die schweren Ballen auf den Deckel. Anneli schrie laut auf. Es deuchte ihm, daß die Klumpen auf sein eigenes Herz fielen.

„Sei ruhig! So laut brauchst du auch nicht zu schreien!"

Fast gewaltsam zog seine Base, die Schustersfrau, das jammernde Kind vom offenen Grabe fort, und nun hockte es mit dick verschwollenen Augen auf Flickschusters Türschwelle, an seinem Schürzenzipfel kauend, und war so müde, daß es selbst nicht mehr weinen konnte. Doch es fürchtete sich, allein in das Hinterstübchen zu gehen, das es bisher mit seiner Mutter bewohnt hatte.

Fröhlich singend kam Lehrers Liseli die Dorfstraße herabgesprungen.

„Aber, Anneli, warum schaust du denn so traurig aus?" fragte es freundlich.

„Sie haben mein Mütterlein in ein dunkles Loch gelegt, und nun bin ich ganz allein." Aufquellende Tränen erstickten des Kindes Stimme. Liseli zog einen rotbackigen Apfel aus der Tasche.

„Magst du ihn?" Fast schüchtern klang die Frage. Ja, Anneli griff nach der schönen Frucht, aber das verlorene Mütterlein mochte es noch viel, viel lieber wiederhaben.

„Mein Vater ist so klug, liest so viele Bücher, er kann dir sicher helfen," tröstete Liseli und lief rasch nach Hause.

„Vater, das Anneli weint den ganzen Tag, weil sie sein Mütterlein fortgetragen haben. Können wir es ihm nicht zurückholen?"

„Nein, mein Kleines," erwiderte der Vater, wehmütig lächelnd. „Der liebe Gott hat Annelis Mütterlein abberufen, daran können wir nichts ändern."

„Kann ihm der liebe Gott nicht ein neues geben?"

„Vielleicht, wir wollen ihn darum bitten."

Am Abend, als Liseli in seinem weichen Bettchen lag, faltete es die Hände und betete inbrünstig: „Lieber Gott, schenk dem Anneli ein neues Mütterlein!"

Als die beiden kleinen Mädchen am folgenden Morgen wieder nebeneinander in der Schulbank saßen, flüsterte das Liseli dem Anneli zu:

„Tu nimmer weinen, du bekommst ein neues Mütterlein, ich habe den lieben Gott darum gebeten."

„Aber grad so lieb und gut wie das alte muß es sein und so schöne Geschichten erzählen können," erklärte die Waise.

Liseli erschrak. Das hatte es vergessen, dem lieben Gott zu sagen. Während des Unterrichtes war es sehr zerstreut und blieb dreimal beim Aufsagen eines Verses stecken.

„Ob der liebe Gott wohl ein ganz gleiches Mütterlein für das Anneli finden würde?"

Beim Mittagessen vertraute es den Eltern seine Besorgnis an.

„Das können wir Menschen nicht wissen," beruhigte die Lehrersfrau ihr Töchterchen, „wie es Gott macht, so wird es recht sein."

Mit diesen Worten war die Kleine zufrieden und eilte in den Garten, um von den bunten Herbstastern einen Strauß zu binden.

„Den trage ich auf den Friedhof," dachte sie, während sie die Blumen ordnete, „denn das Anneli wird sicher dort sein."

Sie täuschte sich nicht, das verwaiste Kind kauerte auf dem frischem Grabhügel.

„Schau die vielen Blumen!" rief Liseli der Freundin schon von weitem zu, „die legen wir auf die häßliche braune Erde, dann sieht sie bunt und freundlich aus. Und nun komm mit mir nach Hause, meine Mutter gibt uns Milch und weißes Brot, und nachher erzählt sie uns eine Geschichte."

Wie gut schmeckte das Vesperbrot, und wie schön war die Geschichte von dem verlassenen Knaben, den der gute Kaufmann in sein christliches Haus aufnahm! Anneli lauschte fast atemlos, während ihm die Tränen aus den Augen rannen.

„Ach, könnte ich doch immer bei euch bleiben," seufzte die Waise, als sie der Gespielin beim Abschied die magere Hand hinstreckte, „deine Mutter ist so lieb, wie mein Mütterlein war, und kann fast noch schöner erzählen. Die Schustersfrau sagt mir nie ein gutes Wort und gibt mir jeden Tag ein kleineres Stück Brot."

„Du darfst bald wiederkommen," bekeuerte das Liseli; dann ging es in die Wohnstube zurück, um seine Rechenaufgabe zu schreiben. Plötzlich hörte es seines Vaters Stimme durch die nur angelehnte Tür des Studierzimmers:

„Bei den Schustersleuten kann das Anneli nicht länger bleiben, die haben selbst so viel

Die Familie und ihre Helfer im Caritas und Jugendführung

Aus dem Gedanken- und Aufgabenkreis des Katholikentages

Katholikentages von Caritasdirektor Nar, Augsburg (Schluß)

Gegenüber dem tatsächlich bereits sehr stark fortgeschrittenen Mangel an Verantwortungsbewußtsein einzelner und ganzer Volkskreise für die Umwelt, gegenüber der bequemen Lenkung, alle Helferpflichten auf die Behörden und Organisationen abzuschieben, verlangte der Katholikentag eine Vertiefung und Wiederbelebung des Bewußtseins der inneren Zusammengehörigkeit von Mensch und Mensch, von Familie und Familie, von Sippe, Nachbarschaft und Pfarrgemeinde. Hier sind nach dem Naturrecht und nach dem göttlichen Willen Verpflichtungen zur gegenseitigen Hilfe gegeben, welche tief in unseren Herzen verankert sein müssen.

Helfen! Ach Gott! Wem das warme Herz einmal die Augen zu öffnen beginnt, der weiß nicht mehr, wo aus und wo ein vor lauter Helfenwollen und Helfensollen. Wollen wir gleich bei den Müttern bleiben! Man spricht gerne von einem schwer bedrückten Stand, und denkt dabei an den Arbeiterstand. Es ist vieles wahr daran. Aber eines darf man nicht übersehen: Die am meisten belasteten Menschenkinder sind unsere Mütter, besonders die auf dem Lande. Rastlos müssen sie tätig sein von morgens früh bis abends spät, Werktag wie Sonntag. Sie haben kein „Ressort". Ihnen obliegt einfach alles. Diese Mutter ist die Generalmagd der Familie, der Kinder. Und die letzteren leben oft bedauerlich stark in die Anschauung hinein, daß die Mutter nur zum Bedienen da sei. Was Wunder, daß so schrecklich viele Mütter vorzeitig gesundheitlich und seelisch zusammenbrechen! Jeder von uns will und braucht einmal Urlaub. Wann bekommen denn unsere Mütter, die kinderreichen Mütter Urlaub? Wann können sie raften? — Hier muß in erster Linie die Caritas der Kinder den Müttern soviel wie möglich Arbeit abnehmen, muß ihr mit viel Liebe und Dankbarkeit die müde Seele warm und lebendig machen, muß ihr Bestrebungen katholischer Jugendverbände, miteinander ihr großes Ziel, ihre Mitglieder zur Reinheit anzuhalten, für die Ideale der christlichen Familie zu schulen und zur Gründung einer harmonischen, biologisch wie sittlich einwandfreien Ehe vorzubereiten.

Hilfe an der notleidenden Familie! Wo soll ein Berichterstatter da beginnen? Unsere Arbeitstage sind voll davon. Und unser Herz wird wund davon. Die wirtschaftliche Not, die sittliche Not und eine beklagenswerte Gefährdung und Verwahrlosung der Kinder gehen in der Regel Hand in Hand. Und ebenso müssen unsere Hilfen und unsere Hilfsformen Hand in Hand gehen. Lassen wir einer Fürsorgeschwester das Wort: „Vor vier Jahren wurde ich eines nachts ganz schnell zu einer vorher nicht gemeldeten Frau gerufen. Die Gebärende hatte Darmgrippe, die Betten waren Nester, alles starrte vor Schmutz. Eine Hexe die einzige Beleuchtung. Kinder aus verschiedenen Ehen, alle bis auf eines schwachsinnig. Ein Bettuch ist im Bett, zerrissen und kohlschwarz. Der Mann, ein Trinker, arbeitet in der Ofenfabrik und schwitzt nachts stark. Die Frau hat sich dies Tuch, das er monatelang benutzt hatte, untergelegt, damit es nachher „eine Wäsche gebe"! Als ich das Neugeborene anziehen will, ist nichts, aber auch gar nichts vorhanden. Wie sich später herausstellte, hatte die Mutter eine kleine Aussteuer, die sie zu Weihnachten bekommen hatte, verkauft, um den Erlös zu vertrinken. Aus dem Spankörbchen, in das ich das Neugeborene betten will, muß ich es wieder herausnehmen, weil die Wanzen über es weglaufen. — Nach drei Wochen erkrankt das Kind an schweren Krampferscheinungen, die auch dem herbeigerufenen Arzt ganz unerklärlich sind. Was war geschehen? Durch die Muttermilch der eigenen betrunkenen Mutter hatte das arme Kind sich eine Alkoholvergiftung zugezogen, von der es sich nicht wieder

über die Weichenstellen des Lebens und entscheiden sich für wahre und falsche Wege. Wie viele Ehe sind in diesen Jahren dauernd auf falsche Wege geraten! Wem wird da das Herz nicht brennend! Auch die Jugendarbeit darf nicht bloß Organisationen überlassen werden, da diese an sich nur ein Rahmen, ein Schema, ein Stück Fahne sind, wenn sie nicht aus seelischem Inhalt, motorische Kraft bekommen von wahrhaften Jugendfreunden, von Führern zum Hohen und Guten. Ueberall ist es der lebendige, warme Mensch, der allein einen Menschen bilden und auf die Dauer fruchtbar führen kann. Daß uns recht viele katholische Jugendführer auffinden, welche den Jugendlichen das tun können, was der Arm des Vaters und das Herz der Mutter in den Zeiten der Entwicklung nicht mehr zu tun vermag! Das Jugendapostolat müßte täglich an die Spitze aller Postulate gestellt werden.

Aber ein Grundsatz muß noch ausgesprochen und unserem katholischen Volke mit fundamentalem Nachdruck ins Herz geprägt werden: Unsere Kinder, unsere Jugendlichen gehören in die katholischen Organisationen! Welcher Verblendete überträgt denn sein eigenes Herzkind seinem Feind? Aber Tausende von Katholiken tun so! Und wenn manche katholischen Organisationen den lebendigen Bedürfnissen der Jugendlichen und der Zeit nicht genügen sollten, dann arbeite man daran, daß sie zeitgemäßer und vollwertiger werden. Ist es nicht ein furchtbarer Gedanke, aus der Verbandsstatistik erkennen zu müssen, daß der katholische Volksteil unter schweren Opfern Kinder erzieht, um den Gegnern Menschenmaterial zu liefern? Sie würden von selbst aussterben an ihrer Kinderarmut, wenn sie keinen Nachwuchs mehr bekämen aus katholischen Familien, von den katholischen Müttern! Katholisches Volk, öffne deine Augen! Der Vertretertag begrüße auf das wärmste alle Bestrebungen katholischer Jugendverbände, miteinander ihr großes Ziel, ihre Mitglieder zur Reinheit anzuhalten, für die Ideale der christlichen Familie zu schulen und zur Gründung einer harmonischen, biologisch wie sittlich einwandfreien Ehe vorzubereiten.

Hilfe an der notleidenden Familie! Wo soll ein Berichterstatter da beginnen? Unsere Arbeitstage sind voll davon. Und unser Herz wird wund davon. Die wirtschaftliche Not, die sittliche Not und eine beklagenswerte Gefährdung und Verwahrlosung der Kinder gehen in der Regel Hand in Hand. Und ebenso müssen unsere Hilfen und unsere Hilfsformen Hand in Hand gehen. Lassen wir einer Fürsorgeschwester das Wort: „Vor vier Jahren wurde ich eines nachts ganz schnell zu einer vorher nicht gemeldeten Frau gerufen. Die Gebärende hatte Darmgrippe, die Betten waren Nester, alles starrte vor Schmutz. Eine Hexe die einzige Beleuchtung. Kinder aus verschiedenen Ehen, alle bis auf eines schwachsinnig. Ein Bettuch ist im Bett, zerrissen und kohlschwarz. Der Mann, ein Trinker, arbeitet in der Ofenfabrik und schwitzt nachts stark. Die Frau hat sich dies Tuch, das er monatelang benutzt hatte, untergelegt, damit es nachher „eine Wäsche gebe"! Als ich das Neugeborene anziehen will, ist nichts, aber auch gar nichts vorhanden. Wie sich später herausstellte, hatte die Mutter eine kleine Aussteuer, die sie zu Weihnachten bekommen hatte, verkauft, um den Erlös zu vertrinken. Aus dem Spankörbchen, in das ich das Neugeborene betten will, muß ich es wieder herausnehmen, weil die Wanzen über es weglaufen. — Nach drei Wochen erkrankt das Kind an schweren Krampferscheinungen, die auch dem herbeigerufenen Arzt ganz unerklärlich sind. Was war geschehen? Durch die Muttermilch der eigenen betrunkenen Mutter hatte das arme Kind sich eine Alkoholvergiftung zugezogen, von der es sich nicht wieder

Kinder und so schmalen Verdienst, daß für ein Fremdes kaum noch ein Teller Suppe übrigbleibt."

Darauf erwiderte die Mutter etwas. Liseli vernahm es nicht genau, es glaubte aber, daß sie Annelis neues Mütterlein werden wollte. Heiß schoß das Blut in des Mädchens Wangen. Gern wollte es sein Bett, seine Kleider und Spielsachen, alles, alles mit dem verlassenen Kind teilen, aber sein Mütterlein — — nein, nein, das wollte es für sich allein behalten. Es sprang auf, so heftig an den Tisch stoßend, daß der Griffel herabrollte und zerbrach. Ins Nebenzimmer rannte Liseli, warf sich mit ungestümer Zärtlichkeit an der Mutter Hals und stammelte: „Nur mir gehörst du, nur mir! Der liebe Gott soll dem Anneli ein anderes Mütterlein suchen!"

Vergebens versuchten die Eltern, ihrem erregten Töchterchen vorzustellen, daß sie ihm ja in Anneli eine Schwester schenken wollten, es hörte nicht darauf.

„Mit unserm Kind ist nichts anzufangen," sagte der Lehrer betrübt zu seiner Frau, als Liseli, endlich wieder beruhigt, in seinem Korbsessel saß und seine Puppe anzog. „Vielleicht kann ich das Anneli im Waisenhaus in Bonn unterbringen, denn hier im Dorf ist niemand, der sich seiner annehmen will."

Von nun an mied Liseli die frühere Freundin. Auch wenn es neben ihr in der Schulbank saß, sprach es kaum ein Wort mit ihr und schaute sie nur verstohlen, fast furchtsam, von der Seite an.

Sonntag war es. Die noch warmen Strahlen der Herbstsonne schlüpften durch die rotblättrigen Ranken der Weinlaube im Schulhausgarten, tanzten über den sauber gedeckten Mittagstisch, an dem die Lehrersfamilie saß.

„Morgen werde ich das Anneli nach Bonn bringen," bemerkte der Vater mit einem leisen Seufzer.

„Findet es dort ein neues Mütterlein?" stieß Liseli hervor, ganz rot im Gesicht werdend.

„Nein, aber viele gute Schwestern."

„Vater, sagt noch nicht morgen, Schusters Klärchen hat gesagt, daß Anneli hier bleiben will, um — um alle Tage Blumen auf den Friedhof tragen zu können," stotterte das Kind, sich die Augen mit dem weißen Sonntagsschürzchen wischend.

Nein, Anneli durfte nicht fort, und ein Mütterlein mußte es auch wieder haben, Liseli selbst hatte ja den lieben Gott darum gebeten. Da gab es nur einen Ausweg. Die ganze Kraft ihres Herzens zusammennehmend, flüsterte die Kleine kaum hörbar:

„Ich hol das Anneli zu uns!" Und aus dem Garten war sie, noch ehe die freudig erstaunten Eltern etwas erwidern konnten, als fürchtete sie, ihren tapfer gefaßten Entschluß wieder zu bereuen. Fast atemlos langte sie bei Flickschusters Häuschen an. Anneli stand im Hof und kaute an einer Brotkruste.

„Du brauchst nicht fort," keuchte Liseli, „du sollst immer, immer bei uns bleiben, du darfst — mein Mütterlein — auch haben."

Und wie da des einsamen Kindes Augen so glücklich aufleuchteten, wurde es Liseli auch ganz froh und warm zumut. Ohne recht zu wissen, was es tat, schlang es die Arme um Annelis Hals.

„Komm mit mir, jetzt gleich!"

Wie hell die Sonne strahlte, als das Waisenkind an Liselis Hand seine neue Heimat betrat! Innig drückte die Lehrersfrau die beiden kleinen Mädchen an sich, und sicher blickte der liebe Gott vom Himmel herab und freute sich über das Liseli, das sich selbst überwunden hatte und von nun an die Liebe seiner guten Eltern mit dem armen Anneli teilte.

R. B.

Rätsel.

Sonne, Mond und Sterne,
der Hund trägt die Laterne.
Sinn ist darin,
zwei Buchstaben vom Wörtchen und:
Wer es weiß, der tue es kund.

(Unsinn)

Inwendig haarig,
auswendig haarig,
ein Haariger steckt darin

(Haselnuß, die)

Den Reichen bin ich nie,
den Armen oft beschieden;
wer mich entbehren muß,
ist wieder nicht zufrieden

(Sorgen)

Der Himmel hat's, die Erde nicht,
die Mädel haben's, die Weiber nicht.
der Teufel hat's und Gott nicht,
der Lorenz zuerst, der Michel zuletzt.

(Der Buchstabe L)

Verantwortliche Schriftleitung: Koch, Essen, Ortrudstraße 7.



Nr. 41 Köln, den 13. Oktober 1929 Nr. 41

Abendlied.

Fr. J. Koch.

Still steigt der Mond, es kommt die Nacht,
es sitzt ein Engel auf der Wacht
und spielt ein leises Abendlied,
das heimlich durch die Häuser zieht.

Und wo ein Kind im Schlummer liegt,
die Wangen in die Kissen schmiegt,
bei diesem Klang es heimlich lacht.
Es sitzt ein Engel auf der Wacht.